newsletter
Behindertenpolitik
41
Sept 2010

Die randschau - Bewegungszeitschrift - das Scheitern

Im Zusammenhang mit dem Thema „Medien“ wollte die Redaktion auch wissen, woran die Vorgängerin des „newsletter“, „die randschau“ (an der wir alle beteiligt waren) letztlich gescheitert ist - und ob man überhaupt von einem Scheitern sprechen kann.

Wir haben uns zu dritt Gedanken gemacht und sie hier zusammengetragen. Die fragmentarische und z.T. stichpunktartige Form ist zum einen Folge des Zeitdrucks und unseres Kommunikationsprozesses via Telefon und Internet, sie spiegelt aber auch das Unabgeschlossene unserer Überlegungen wider.

Ein grundsätzliches Problem der „randschau“ war - darin ähnlich vielen „Bewegungszeitschriften“ aus anderen Bereichen - die Unsicherheit über die eigene Aufgabe und Funktion. Wollte man Sprachrohr einer Bewegung sein, bedeutete das oft, Meinungen, die in der Szene weitgehend unumstritten waren, immerfort mit wenigen Nuancierungen wiederzukäuen. Das entsprach einerseits

Fortsetzung auf Seite 3

Let’s dance!

„Lasst uns tanzen!“ Vielleicht klingt diese Aufforderung etwas blasphemisch angesichts der Toten auf der diesjährigen Loveparade in Duisburg. Und doch möchten wir mit der vorliegenden Nummer unsere Leserinnen und Leser dazu anregen. Mit dem Artikel „Sehr, sehr stark...“ berichtet Erika Feyerabend von ihren Eindrücken, die sie auf einem Konzert der kongolesischen Band „Staff Benda Bilili“ gewonnen hat. In ihren Liedern singen die behinderten Musiker von Armut, Ausbeutung und Korruption (▸ **S. 7**).

Die Musiker haben im letzten Jahr in Kopenhagen den Künstlerpreis für Weltmusik erhalten – dies wohl auch, weil sie verschiedene Musikrichtungen zu einem eigenen Stil verarbeiten. Von einem solchen internationalen Anspruch sind wir noch weit entfernt. Jenseits des Weltmediums Musik ist es wohl schwieriger, sich mit einer Zeitschrift der Öffentlichkeit zu präsentieren. Das gilt sowohl für je ein bestehendes als auch geplantes Zeitungsprojekt. Doro Grienspan verweist in seinem Beitrag über die „Zeitschrift für das organisierte Gebrechen“ „mondkalb“ u.a. auf die Tatsache der notorischen Unterfinanzierung, Selbstausbeutung etc. pp., die in den diversen Szene-Magazinen vorherrscht (▸ **S. 2**).

Solchen Schwierigkeiten, so hoffen wir, werden die Initiatoren einer Zeitschrift der Disability Studies verschont bleiben. Udo Sierck gibt uns den Stand der Diskussionen über das geplante Projekt wider (▸ **S. 5**).

Im Gegensatz dazu wirkt der Beitrag der hiesigen Redaktion zur früheren behindertenpolitischen Zeitschrift „die randschau“ fast schon historisch (▸ **S. 1**). Man/frau täusche sich jedoch nicht. Manche damals gestellte Frage wirkt angesichts gegenwärtiger sozialpolitischer Grausamkeiten höchst aktuell. Kann es also heute eine Zeitung oder sonst ein Medium geben, in dem sich eine wie immer geartete emanzipatorische Behindertenbewegung über ihr politisches Vorgehen verständigt?

Die Beiträge der vorliegenden Ausgabe des newsletters können solche Fragen sicher nicht erschöpfend beantworten, sie können nicht einmal sämtliche Fragen stellen, die noch einer Beantwortung zugeführt werden müssten. Deshalb würden wir uns freuen, wenn uns aus den Reihen der LeserInnen einige konstruktive Beiträge dazu zugesandt würden.

Für die Redaktion

VOLKER VAN DER LOCHT

„mondkalb“ - Zeitschrift für das organisierte Gebrechen

Wenn du irgendwo in Charlottenburg oder Neukölln deinen Latte schlürfst und du kannst das Bedürfnis, der Berliner Kanalisation etwa Flüssigkeit hinzuzufügen, nicht mehr unterdrücken, dann kann es sein, dass du am Zeitschriftenständer auf „mondkalb“ stößt. Oder du findest es an der Uni im Foyer oder der Mensa - dort, wo die Flyer und kostenlosen Broschüren liegen. Du kannst es an Volkshochschulen, in Bibliotheken und linken Buchläden finden, gelegentlich in Kinos, Theatern und Lesebühnen. Und es liegt selbstverständlich auch in Einrichtungen der Behindertenhilfe und Vereinen und Initiativen der Selbsthilfe behinderter Menschen aus, denn „mondkalb“ ist eine Behindertenzeitschrift.

Das sieht man ihm auf den ersten Blick nicht an. Es kommt eher als Blatt mit bis gewissen Anspruch daher. Du nimmst es mit an den Kneipentisch und merkst erst beim Blättern, dass es hier um Behindertenthemen geht. Du bist nicht behindert - definitiv nicht - und hast auch keine behinderten Angehörigen oder Freunde. Trotzdem legst du es nicht beiseite.

So seltsam es klingt: Die Lektüre dieses Journals ist kurzweilig und interessant. Da gibt es zum Beispiel die Rubrik Opferecke, in der Fragen beantwortet werden, die sich die Leser nicht zu stellen trauen, zum Beispiel: Kann man mit Anus praeter (das ist ein künstlicher Darmausgang) Analverkehr haben? Und auch die Antwort verblüfft: Ja, aktiv auf jeden Fall. Überhaupt geht es erstaunlich oft um Sex. In Zusammenhang mit Behinderung ist das nicht gerade üblich, wirkt sogar befremdlich und ist gerade deshalb interessant.

Die meisten Artikel sind weniger sarkastisch: Interviews, Reportagen, Rezensionen, Essays, Kurzprosa. Da redet ein Callboy, der ausschließlich für behinderte Kundinnen arbeitet, von seiner Motivation. Man kann vom Alltag in einer Einrichtung für Wachkomapatienten lesen oder vom Verschleiß der Utopien in den letzten Jahrzehnten. Der Film „Renn, wenn du kannst“, der seit August erfolgreich in den Kinos läuft, wurde hier bereits ein halbes Jahr vor seinem Start besprochen.

„mondkalb“ beweist, dass Behindertenthemen Themen von allgemeinem Interesse sein können - schon weil auch jeder Dinge von sich kennt, die er irgendwie als behindert empfindet und möglichst verbirgt, auch vor sich selbst. Und es zeigt, dass Behindertenthemen durchaus auch Unterhaltungswert besitzen.

„mondkalb“ entstand nach einem Workshop der Berliner Naturfreundejugend Ende 2006 zum Thema Behinderung. Es sollte eine Zeitung sein, die eben nicht nur von den üblichen Verdächtigen gelesen wurde, kein orthopädisches Blatt mit Vereinsnachrichten und wichtigen Hinweisen auf Änderungen von Gesetzestexten, aber auch keine trockene Politpostille. Gerade damit, dass es Leser finden sollte, die scheinbar nicht betroffen sind, wollte es behindertenrelevante Themen in die breite Öffentlichkeit bringen. Als kostenlose Zeitung sollte sie den Zugang niedrigschwellig machen.

Anfangs gab es eine Gruppe von etwa 15 Redakteuren und Autoren, die sich häufig traf und heftig um Inhalte und Machart stritt. Wie bei solchen Projekten üblich, erhielt niemand von ihnen auch nur einen Euro. Nicht einmal die Fahrkarten und Getränkerechnungen der Sitzungen wurden erstattet. Man war froh, die Druckkosten und die Gelder für den Vertrieb zusammenzubekommen. Das gelang nicht, wie ursprünglich geplant, durch Anzeigenaquise. Nur Förderungen (ein Jahr lang von der EU „Jugend für Europa“), Spenden und Zuwendungen machten es möglich. Auf Professionalität musste trotzdem nicht verzichtet werden. Karsten Krampitz, der in den 90ern fast jede Obdachlosenzeitung Berlins mit aus der Taufe gehoben und auf den Weg gebracht hatte, war auch bei „mond-

kalb“ der Motor. Außerdem gehörte die Journalistin Rebecca Mascos, die unter anderem für Radio Bremen arbeitete, zu den Gründern. Sie ist heute noch Mitglied der Redaktion, ebenso Stefan Gerbing, der von Beginn an das Blatt layoutet. Karsten Krampitz berät noch gelegentlich von außen und liefert bereits anderweitig veröffentlichte Texte - eigene und auch die anderer Autoren. 2007 stießen Marie Gronwald und Matthias Vernaldi hinzu.

So wird die gesamte Zeitung - von der Redaktion über die Erstellung der meisten Artikel bis hin zum Vertrieb und zur Anzeigen- und Spendenaquise - von vier bis fünf Leuten gemacht, Leuten, die dafür kein Geld bekommen und die in Studium oder Beruf eingebunden sind. Das hat zur Folge, dass seit Jahren die Arbeit an der Zeitung immer nur nachgeordnet ist. „mondkalb“ ist zwar weiterhin inhaltlich hochwertig und thematisch richtig platziert, erscheint jedoch in sehr langen Abständen (2009 und 2010 nur einmal jährlich) und ist nicht in der Lage, vorhandene Potenziale auszuschöpfen. Die Netzpräsenz (www.das-organisierte-gebrechen.de) entspricht eher dem letzten Jahrtausend und die Präsenz in der realen Welt, zum Beispiel durch Partys, Events oder thematische Veranstaltungen geht gegen Null. Eine erfolgreiche Einwerbung von Anzeigen, die zumindest die Kosten von Druck und Vertrieb einbringen würden, hat, obwohl schon seit mehr als zwei Jahren konzipiert, bislang nicht stattgefunden.

„mondkalb“ zeigt, wie eine gut gemachte dem Gedanken der Inklusion verpflichtete Behindertenpostille aussehen kann. Leider zeigt es auch, dass unter prekären Verhältnissen eine Zeitung nicht richtig funktioniert und so letztlich der Öffentlichkeit verloren geht.

Doro Grienspan (der Autor ist intimer Kenner und gelegentlicher Mitarbeiter der Redaktion)

Fortsetzung von Seite 1

der Erwartung vieler Aktivisten und einem Bedürfnis (auch der Leserschaft) nach Selbstvergewisserung durch scharfe Abgrenzung vom oft übermächtigen politischen Gegner, erschwerte aber zugleich die Öffnung zu neuen Themen und Autoren. Fragen, zu denen es noch keine gefestigte Position in der Szene gab, und die zu kontroversen und deshalb interessanten Debatten hätten führen können (auch mit Personen, die sich nicht der „Bewegung“ zugehörig fühlten), blieben deshalb oft ungestellt. Es herrschte oft eine gewisse Ängstlichkeit davor, eine wirklich interessante und streitbare Zeitung zu machen, die deshalb auch immer in Gefahr gewesen wäre, als nicht political correct zu gelten.

Eine solche Zeitschrift war aber auf die Existenz einer lebendigen Bewegung angewiesen; sie konnte selbst nicht interessanter sein, als die sie tragende Szene. Eine offene Debatte, wo wir hinwollen und was eine spannende Zeitung ausmacht, hat nie wirklich stattgefunden oder blieb in Ansätzen stecken. Die Frage nach der Notwendigkeit einer Professionalisierung und nach Möglichkeiten, eine solche zu finanzieren, blieb ebenso unbeantwortet wie die nach den Erwartungen einer potentiellen Leserschaft außerhalb der engeren Szenezusammenhänge.

Fachzeitschrift für emanzipatorische Behindertenpolitik

Die „randschau“ hat zeitweise von glücklichen Zufällen (genügend Leute, die zur gleichen Zeit Lust hatten und in der Lage waren, ohne Bezahlung eine Zeitung zu machen; Finanzierung einer ABM-Stelle) in einer günstigen historischen Situation profitiert: Es gab Anfang der 90er Jahre tatsächlich noch so etwas wie eine Behindertenbewegung, und es gab eine weitverbreitete Empörung, etwa über die Euthanasie-Thesen eines Peter Singer. Die Bewegung war lebendig, radikal und z.T. auch intellektuell interessant - etwas in dieser Form noch nie dagewesenes mit Wirkung über die eigentliche Behindertenszene hinaus. Auch im akademischen Milieu bestand ein Interesse an diesem „Aufstand der Sorgenkinder“, und da es keine kritische Zeitschrift etwa aus dem Bereich der Sonderpädagogik gab, galt die „randschau“ zeitweilig als die eigentliche Fachzeitschrift für emanzipatorische Behindertenpolitik. Diese „Marktlücke“ hat der Zeitschrift viele Abonnements auch von Institutionen beschert und damit einige Zeit das materielle Überleben gesichert.

Gescheitert?

Ist die „randschau“ also wirklich gescheitert? Die Antwort ist abhängig von den Erwartungen. Denn immerhin hat die Zeitschrift immer wieder hervorragende und lesenswerte Artikel abgedruckt, die ihr ohne Honorar zur Verfügung gestellt wurden, oder selber produziert.

Aber Behindertenpolitik allein ist doch sehr langweilig, die grossen und kleinen Streitereien um den „richtigen“ Weg, um Teilhabe und Selbstbestimmung, sind doch sehr ermüdend. Lange Elaborate und geistige Ergüsse, weshalb dies oder jenes eben nur „so“ sein kann, sind für den- oder diejenige die dies lesen

Fortsetzung auf Seite 4

sollen/dürfen/können/müssen, doch eher beschwerlich. Ein frischer Wind zog immer dann durch die Redaktion, wenn sich der Blick tatsächlich über den Teller"rand" erhob, geschaut wurde wie und wo wir uns verorten; wie tatsächlich um politische Inhalte gerungen wurde, ohne dabei dem Dogmatismus anheim zu fallen.

Aus der Pseudo-Bewegungsklammer hat sich die „randschau" nicht befreien können und war damit sicher ein Ergebnis ihrer Zeit. Für die einen war sie das Sinnbild linker Behindertenpolitik, für andere forschte sie dem Emanzipationsgedanken nach, den dritten war sie zu intellektuell und für andere gar überhaupt nicht lesbar. Was die „randschau" ausmachte war das handgemachte, neben Studium und Beruf, immer auf den letzten Drücker, mit immer zu wenig Geld und auf Kosten sehr privater Ressourcen realisierte Blatt.
Die Kritik der mangelnden echten redaktionellen Arbeit - dem Auseinandernehmen von Texten (kürzen, stauchen, anspitzen) zugunsten einer guten Lesbarkeit, eines „auf den Punkt bringens", ist im Nachhinein nicht unberechtigt. Insbesondere die letzte Redaktion hat versucht, durch das Wiederaufgiessen von Themen, die sich bereits in älteren Heften fanden, die Daseinsberechtigung der Zeitschrift zu zementieren. Dies konnte nicht gelingen, auch weil die Zeiten sich geändert hatten. Zudem darf bezweifelt werden, daß der Großteil der AbonnentInnenschaft die Hefte wirklich gelesen hat (das tun heute allerhöchstens StudentInnen, die sich im Nachhienein mit den Themen der randschau beschäftigen).

Vielleicht hätten wir am Ende springen müssen, den Mut aufbringen, tatsächlich ein behindertenpolitisches Magazin hervorzubringen, das politische Diskussion mit der scharfen Betrachtung des sich verändernden Zeitgeistes, der Integrations- und Segregationsbestrebungen,... zusammenführt. Zugespitzt. Scharf. Auf eine größere Basis gerichtet. Aber dazu hätte es sicher eine Form von Mut, Fähigkeiten, Fertigkeiten und sicher auch Geld bedurft, die so nicht zur Verfügung standen.

Vielleicht muß eine behindertenpolitische Zeitschrift (und sei sie auch noch so emanzipatorisch) heute tatsächlich der vielbeschworenen Diversifizierung in der Gesellschaft, die auch vor der Behindertenszene nicht haltmacht, Rechnung tragen. Übertragen auf die Redaktionsarbeit hieße dies, zu tun, was jede Zeitschrift leisten muß: Sich zu fragen, welche Zielgruppe man erreichen will, und diese Gruppe auch genau kennen zu wollen. Will z.B. unsere Leserschaft tatsächlich genaue Informationen zu Hilfsmitteln samt Produktvergleich und Beratung zur Finanzierung? Oder will sie eine ausführlichere Berichterstattung über kulturelle Themen? Will sie Partnervermittlung und Kreuzworträtsel? Und wollen wir diese Erwartungen erfüllen und warum?
Diese Wünsche gibt es unter (auch politisch interessierten) Behinderten genauso wie anderswo. Es ist wohl auch ein Zeichen von „Normalisierung", daß auch ein behindertenpolitisches Nischenblatt sich solchen Erwartungen stellen und dazu eine Position beziehen muß.
In der „randschau"-Redaktion wurden solche Fragen meist mit dem Hinweis auf feststehende politische Grundsätze beantwortet bzw. gar nicht erst gestellt. Damit wurde dem Blatt möglicherweise eine Verflachung erspart, wie sie andere Zeitschriften erfahren haben. Die schleichende Ermüdung, die schließlich das Ende des Blattes bedeutete, konnte dadurch aber auch nicht verhindert werden.
Aber ein „Scheitern" muß man darin nicht sehen.

Impressum

NEWSLETTER BEHINDERTENPOLITIK NR. 41
(erscheint als Beiheftung von BIOSKOP Nr. 51)

REDAKTIONSTEAM:

Volker van der Locht, Tel. 02 01 / 43 09 25 5
E–Mail: volkervanderlocht@t–online.de

Thomas Schmidt, Tel. 089 / 54 07 27 94
E–Mail: todasch@t-online.de

Jörg Fretter (V.i.S.d.P.), Friedensplatz 6,
35037 Marburg, Tel. 0 64 21 / 2 50 29
E–Mail: newsletter@joergfretter.de

BEITRÄGE IN DIESER AUSGABE:
Volker van der Locht, Erika Feyerabend,
Thomas Schmidt, Udo Sierck, Doro Grienspan

LAYOUT: Jörg Fretter

DRUCK: zeitdruck Thäns, Essen

Disability Studies

Eine Zeitschrift in Planung

Im Frühjahr 2009 stellten Christian Mürner und ich unser Buch ‚Krüppelzeitung – Brisanz der Behindertenbewegung' im Buchladen ‚Osterstraße' in Hamburg vor. Im Anschluss an diese Veranstaltung fragten uns Lars Bruhn, Jürgen Homann, Sabine Maas und Anne Venter, die alle auch im universitären Zentrum für Disability Studies (ZeDIS) arbeiten, ob wir nicht Lust auf ein neues Zeitschriftenprojekt hätten. Seither wird an dieser Idee gebastelt.

Lars Bruhn und Jürgen Homann haben in einem ersten Entwurf den Rahmen und Ziele einer solchen Zeitschrift formuliert: „Bislang gibt es im deutschsprachigen Raum kein Publikationsorgan für Disability Studies – vergleichbar etwa den Online-Zeitschriften Disability Studies Quarterly in den USA oder Disability & Society in Großbritannien. Dadurch ist ein wissenschaftlicher Austausch unter VertreterInnen der Disability Studies nicht vorhanden – zumal in interdisziplinärer Hinsicht. Diskursive Prozesse außerhalb von Tagungen, Kongressen o.ä. finden kaum bis gar nicht statt. Hierdurch ergibt sich keine wirkliche Theoriebildung innerhalb dieses Spezialdiskurses, was wiederum seinen Zugang zum und Rechtfertigung im akademischen Raum untergräbt. Es besteht also ein für die akademische Implementierung mittel- und langfristig folgenschweres Theoriedefizit.

Hinzu kommt, dass Disability Studies historisch aus der angelsächsischen Behindertenbewegung als entsprechend politischer Wissenschaftsansatz in den 1980er Jahren hervorgegangen sind. In Deutschland hielten Disability Studies dagegen aus den USA und Großbritannien kommend vorrangig über den wissenschaftlichen Kontext Einzug. Sie wirken im deutschsprachigen Raum daher eher als akademische Fachdisziplin, die im Elfenbeinturm stattfindet, ohne an die deutschsprachige Behindertenbewegung und deren Aktivitäten, Themen und Zielen wesentlich angebunden zu sein.

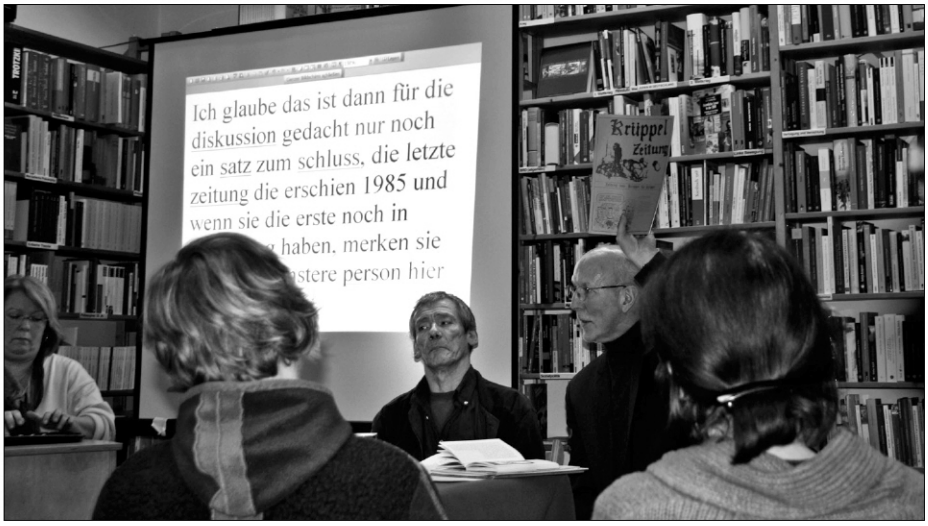

Foto: Gesche-M. Cordes

- Mittels einer Zeitschrift für Disability Studies (ZDS) werden wissenschaftlich fruchtbare Diskurse erzeugt und gefördert, die sich an den Interessen der Behindertenbewegung ausrichten und so eine konstruktive, politische Verankerung gewährleisten.
- In interdisziplinärer Perspektive bietet die ZDS eine im gesamten deutschsprachigen Raum verbreitete Plattform und dadurch auch einen Anreiz für Beiträge aus allen gesellschaftlichen Bereichen, die sich als Disability Studies verstehen.
- Das für Disability Studies zentrale soziale Modell von Behinderung wird in verschiedensten Bereichen angewendet und weiter entwickelt.
- Theoriebildung wird umfassend voran getrieben und wirkt so in die Gesellschaft zurück.
- Für Disability Studies entwickeln sich im deutschsprachigen Raum langfristige Perspektiven, aus denen Arbeitsplätze und andere Beschäftigungsmöglichkeiten vor allem für von Behinderung betroffene Menschen hervorgehen."

Weitere Überlegungen sind: Die ZDS erscheint vierteljährlich und hat primär den deutschsprachigen Raum im Blick. Nicht behinderte Autoren können mitarbeiten. Entsprechend dem zentralen Ansatz von DS werden interdisziplinäre Themen publiziert. Dabei müssen die dargelegten (Forschungs-)Ergebnisse nicht zwangsläufig aktuellen Datums sein. Wichtig ist die Relevanz zum Ansatz, Behinderung als soziale, aus vielfältigen gesellschaftlichen Perspektiven zu betrachtende Kategorie zu sehen. Aufsätze aus den Bereichen der Kultur, Geschichte, Soziologie, Ethnologie, Erziehungswissenschaft, Architektur, Recht, Medizin, Betriebswirtschaft usw. spiegeln dies wider. Da die DS derzeit sich mit dem Problem des ‚Elfenbeinturmes' müht, werden Debatten aufgegriffen, die im Umfeld geführt werden.

Welche und wie diese hohen Zielvorstellungen erreicht werden, wird die Zukunft zeigen. Ein Versuch ist es jedenfalls wert: Für den Spätherbst ist eine Nullnummer geplant.

Udo Sierck, Hamburg

http://www.zedis.uni-hamburg.de/

28. Oktober 1940:

Beginn der Zusammenarbeit zwischen der Anstalt Görden und dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnfo Berlin-Buch

„Insgesamt habe ich 697 Gehirne erhalten einschl. derer, die ich einmal in Brandenburg selbst herausgenommen habe. Auch die aus Dösen sind mit eingerechnet.“

Im Jahr 1944 äußerte Professor Julius Hallervorden diese Worte gegenüber Prof. Nitsche, zeitweise ärztlicher Leiter der „Euthanasie“-Zentraldienststelle in Berlin und Direktor der Psychiatrischen Anstalt Leipzig-Dösen. Begonnen hatte alles am besagten 28. Oktober 1940. An dem Tag weilte Prof. Hallervorden, seit 1937 Leiter der Abteilung Hirnhistologie (Lehre vom Hirngewebe) am Kaiser Wilhelm Institut (KWI) für Hirnforschung Berlin-Buch, in Brandenburg. In der dort gelegenen Anstalt Görden war Prof. Hans Heinze der Direktor. Als einer der drei zentralen Gutachter, die über den Mord an Kindern im Rahmen der Kinder-„Euthanasie“ entschieden, betrieb er dort auch eine Kinderfachabteilung. Von dort stammten unter anderem die Gehirne, über die sich Hallervorden bei Nitsche ausließ.

Bemerkenswert ist nicht nur der an sich schon skandalöse Tatbestand der Menschentötung, sondern auch die ungenierte Art der Verwertung der sterblichen Überreste. Hier ergab sich ein Zusammenhang von Therapie, Töten und Forschen mit all seinen positiven und negativen Aspekten, der in der Diskussion über die nationalsozialistischen Verbrechen meist übersehen wird. So wurde in den Kinderfachabteilungen wie Görden normalerweise nur in Ausnahmefällen getötet. Tatsächlich gab es dort mehrere Stationen, in denen die Kinder je nach Behinderung und Ausbildungsfähigkeit beobachtet und behandelt wurden, um sie dann nach einer gewissen Zeit, orientiert an ihrer individuell festgestellten Diagnose und Prognose, in andere Einrichtungen weiterzuverlegen. Das schloss durchaus positive Behandlungskonzepte ein, beinhaltete aber ach aggressive verletzende Therapien. Versagten jedoch alle Fördermaßnahmen, kamen die Betreffenden in die Tötungsabteilung. Heinzes Kinderfachabteilung fungierte gar als Ausbildungsstätte für Ärzte, die in derartigen Therapie- und Tötungskliniken arbeiten sollten.

Schon in der Beobachtungsphase wurden die Kinder beforscht, indem sie vermessen, gewogen und ihre Körperflüssigkeiten analysiert wurden. Nach der Ermordung wurde an den Gehirnen der Getöteten weitergeforscht. Es handelte sich dabei nicht einfach um die im Nazi-Jargon so bezeichneten „leeren Menschenhülsen“, die zu keiner Arbeit mehr fähig waren. Überlieferte Akten belegen, dass viele ermordete Kinder die Gördener Anstaltsschule besuchten und daher selbst im NS-Verständnis noch als förderungswürdig galten. Das scheint nur auf den ersten Blick im Widerspruch zum therapeutischen Anspruch der Kinderfachabteilungen zu stehen. Entscheidend für die Ermordung auch „förderungswürdiger“ Kinder war allein das Forschungsinteresse der beteiligten Wissenschaftler. Hallervorden untersuchte zu der Zeit die Ursachen des „angeborenen Schwachsinns“ und den Unterschied zwischen traumatischer und so genannter genuiner, nach damaliger Terminologie erblicher Epilepsie. Heinzes Forschungsschwerpunkt lautete „Der abnorme Charakter“.

Hauptsächlich ging es den Genannten darum, anhand hirnanatomischer Untersuchungen herauszufinden, ob den vorher feststellbaren äußeren gesundheitlichen und sozialen Normabweichungen entsprechende objektivierbare Veränderungen an den Gehirnen nachweisen und wissenschaftlich beschreiben ließen.

Die Medizinwissenschaftler der 1930er und 1940er Jahre mussten nicht unter Zwang den verbrecherischen Zielen des NS-Regimes dienen, wie später zur eigenen Selbstentlastung behauptet wurde. Im Gegenteil brauchten die Wissenschaftler die Nazis, um ungehindert ihrem Forschungsdrang nachgehen zu können. Das Regime beseitigte alle eventuell vor 1933 vorhandenen Hemmnisse wie Bestimmungen gegen Körperverletzung. Hitlers „Gnadentod-Erlass“ ermöglichte darüber hinaus eine „unbürokratische“ Praxis der Gewebeausbeute ohne (Ersatz-)Einwilligung betroffener PatientInnen und Angehöriger, ohne Entscheidungen von Ethikkommissionen oder Gerichten. Ein fast paradiesischer Zustand nicht nur für die damalige Forschung, und die Wis-

Brandenburg-
orschung

Julius Hallervorden, ca. 1930

senschaftlerInnen wussten dies zu schätzen. Noch Jahrzehnte nach der Niederschlagung des Dritten Reiches sollten das durch „Euthanasie“ gewonnene „Material“ von fast 700 Gehirnschnitten späteren ForscherInnen als Grundlage für das Verfassen etlicher Promotionen und Habilitationen dienen. Als „Sammlung Hallervorden“ kamen die sterblichen Überreste der Ermordeten nach dem Krieg zur weiteren Nutzung ins Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt/Main. Das Institut stellte sich in die Tradition des Kaiser-Wilhelm Instituts in Berlin-Buch. Es war nicht das einzige dieser ehrenwerten Gesellschaft. Noch Anfang der 1990er Jahre, anlässlich des 75jährigen Bestehens der Kaiser-Wilhelm/Max Planck Gesellschaft, schaut man ehrfürchtig zurück mit den Worten: „Die massenhafte Tötung von Geisteskranken öffnete auch der hirnanatomischen Abteilung des KWI für Psychiatrie sowie dem KWI für Hirnforschung neue Forschungsmöglichkeiten“

Volker van der Locht, Essen

Benda Staff Bilili

Sehr, sehr stark ...

Fotos: Erika Feyerabend

Gerade ist die kongolesische Band „Staff Benda Bilili“ auf Tour. Es ist ihr zweiter Aufenthalt in Europa. Ihre erste CD ist gerade mal ein Jahr alt und heißt „Tres, Tres Fort“. Sehr, sehr stark. Das ist sie, die Musik und die Band aus Kinshasa.

Mit Rollstühlen und Krücken standen die Musiker im letzten Monat auf der Wattenscheider Freilichtbühne, um den Besucher/innen bei schönstem Wetter noch mehr einzuheizen. Die sechs kongolesischen Musiker hatten irgendwann in ihrem Leben Polio. Ihrem Temperament, Tanz, ihrer Stimme und Virtuosität an Gitarre, Schlagzeug oder selbstgebauter Laute tut das keinen Abbruch. Nach wenigen Minuten sind die ersten Besucher/innen auf der Tanzfläche und nach zwei Stunden hat kaum jemand noch ruhig auf den Bänken gesessen. Das ist im wahrsten Sinne des Wortes Weltmusik – keine afrikanische Folklore. Das meint auch Bandmitglied Papa Ricky: „Was wir spielen, ist keine Folklore. Wir spielen Reggae, Funk, Blues, ein bisschen Rock und Soukous, die kongolesische Version von Rumba. All diese Stile kennen wir aus dem Radio, aus dem Fernsehen und von Schallplatten. Wir haben sie zu unserem eigenen Stil melangiert. Ich schätze, die Leute im Westen mögen solche Musik, weil sie in ihr auch etwas Eigenes erkennen.“ Wohl wahr. Nicht nur das Wattenscheiderpublikum ist begeistert. Im letzten Jahr gewann die Gruppe in Kopenhagen den Künstler-Preis für Weltmusik und gerade ist sie in Japan on Tour. Mittlerweile können die Künstler auch das Schulgeld für ihre Kinder bezahlen und haben neue Unterkünfte im Stadtzentrum bezogen.

Am Zoo von Kinshasa

Nicht immer war die Lebenslage der Künstler so gesichert. Das jüngste Mitglied der Band ist der 17jährige Roger. Er war einer der schätzungsweise 40.000 Straßenkinder, die in Kinshasa zu überleben versuch(t)en. Nicht wenige davon sind behindert, durch Minenunfälle, Bürgerkrieg und Polioinfektionen. Genau für diese Menschen singen Staff Benda Bilili, was übersetzt „Jenseits der äußeren

Erscheinung“ bedeutet. Die Texte sind in Lingála, der Bantu Sprache oder in Französisch. Sie erzählen von Armut, Ausbeutung und Korruption, aber auch von den vielen kleinen Helden auf den Strassen, den Waisen, den Flüchtlingen und wie ihre Familien es schaffen, jeden Tag etwas zu essen zu organisieren. In diese Welt gehörten auch die Musiker von Staff Benda Bilili. Mit ein paar Straßenjungens sind sie auf ihren selbstgebauten Dreirädern und mit selbstgebauten Instrumenten durch die Straßen Kinshasas getingelt. Ihr Proberaum waren die Gärten des heruntergekommenen Zoos im Zentrum der Stadt. Mit Musik haben sie ihr spärliches Einkommen als Straßenhändler aufgebessert. Seit den 1970er Jahren sind Menschen mit Behinderung durch ein Gesetz vom Zoll befreit und finden deshalb an der Fähre, die über den Kongo nach Brazzaville fährt, einen der wenigen Orte, wo sie arbeiten können.

Bandgründer „Papa“ Ricky Likabu und Coco Ngambali kennen sich seit dieser Zeit. Schon damals, als Straßenhändler und Musiker auf der Fähre, war ihr Motto: „Behinderung sitzt nicht im Körper sondern im Denken“. Und das wollten sie über ihre Musik transportieren. Ihr Versuch, mit nicht behinderten Musikern eine Band zu gründen scheiterte aber an Vorurteilen und Ablehnungen. So beschlossen die beiden, nur mit Polio-Opfern, Kriegsversehrten und Straßenkindern zu spielen – und sich auch im Alltag gegenseitig zu

helfen. Durchaus auch organisiert. Unter dem Namen „Plateforme“ haben sich die Versehrten Kinshasas gut vernetzt.

„Lasst uns wählen gehen“

Die Gruppe in ihrer jetzigen Form existiert seit 2004. Schon zwei Jahre später war Staff Benda Bilili im Kongo kein unbeschriebenes Blatt mehr. In diesem Jahr sollten seit 1965 die ersten freien Wahlen stattfinden. Im Auftrag der UN-Friedensmission hat die Band ein Lied kreiert: „Lasst uns wählen gehen“, das ein Jahr der meist gespielte Song im kongolesischen Radio und Fernsehen war. Die Wahlbeteiligung lag bei 70 Prozent. Die Künstler haben ganz 35 Dollar von der UN-Organisation bekommen. Sie verklagten die Friedensmission auf Tantiemen, verzichteten dann aber auf weitere gerichtliche Auseinandersetzungen.

Viel wichtiger für den künstlerischen Lebensweg war die Bekanntschaft mit den zwei französischen Filmemachern Florent de la Tullaye und Renaud Barret. Sie begleiteten Staff Benda Bilili fünf Jahre lang, verschafften ihnen einen Plattenvertrag und zeigten im Mai diesen Jahres die Geschichte der Band und ihrer Mitglieder in Cannes. Die CD „Tres tres fort“ ist unter freiem Himmel aufgenommen worden, im zoologischen Garten von Kinshasa, mit etlichen Mikrofonen und einem Laptop. Nach vielen Rückschlägen, aus Geldmangel, kurzer Inhaftierung der Filmemacher, einem Feuer, das den Künstlern und ihren Familien das Dach über dem Kopf nahm, war der Zoo Kinshasas der neue Ort zum Üben geworden. Und auch mit Hilfe der Behindertenorganisation Plateforme konnten Film und CD doch noch fertig gestellt werden.

Gute Aussichten

Nun ist Staff Benda Bilili auf Welttournee. Allerdings nicht mit ihren selbst geschweißten, dreirädrigen Rollstühlen, die auch für den Straßenhandel tauglich sind. Die Plattenfirma Crammed Discs hatte erst gar nicht überlegt, wie teuer es werden würde, diese Ungetüme nach Europa zu verfrachten. Ricky und Coco sitzen hier in modernen Rollstühlen, die wesentlich langweiliger aussehen. „Papa“ Ricky ist trotzdem zufrieden: „Damit kann ich endlich mal Taxi fahren“ sagte er einem Journalisten. Auf der Bühne dreht er damit sehr elegante Pirouetten, neben Kabose Kabamba, der ungeheuer gut singt und dabei auf seinen Krücken unfassbare Tänze aufführt. „Wenn die Leute im Westen“ weiterhin ihre Musik mögen – und davon ist sicher auszugehen – dann wollen die Künstler ein Zentrum für Straßenkinder in Kinshasa bauen, ihnen Unterricht in Musik, Komposition und Instrumentenbau ermöglichen. Noch ein Grund mehr in die Konzerte zu gehen, die CDs zu kaufen und sich über die Phantasie und Kraft der „Versehrten“ in den Straßen Kinshasas zu freuen.

Erika Feyerabend, Essen